

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 178.

Samstag, 11. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Ohm Fridolin, wo kommt Ihr her? Gut, daß mein Wagen so groß und weit ist! Nur herein, herein!“

Und Balthasar Gildenborn schiebt den alten Mann auf den freien Sitz gegenüber der Muhme Dorothee. Der drückt sich in die weichen Polster und schließt Sekundenlang die Augen. Es kommt wie ein Ausruhen über ihn. Fest umklammern seine beiden Arme den Vogelbauer und den Blumentopf.

Die Pferde schäumen ungeduldig ins Gebiß und scharren mit den Hufen. Balthasar hält ritterlich den Schlag offen.

„Nun, Jungfrau, Ihr seid die Letzte.“

Da tritt Sibylle einen Schritt zurück und schüttelt den Kopf.

„Heute noch nicht, Herr Balthasar. Ich habe der Seidenbenderin versprochen, sie sicher über den Rhein zu geleiten. Um Mitternacht holt uns der bestellte Kahn.“

„So ohne Schutz? Ihr Frauen allein? Und wer geleitet euch drüben am anderen Ufer?“

„Es wohnet Sippschaft von den Seidenbendern jenseits des Rheines ganz nah. Dahin soll ich Mutter und Kinder geleiten.“

Unschlüssig steht Gildenborn.

Aber die Zeit drängt. Er greift sich an den Kopf.

Ruhig sagt Sibylle:

„Ich bürgte dafür, daß Frau Elisabeth und die Kinder sicher über den Rhein kommen. Ich et getrost. Wir senden einander Bottschaft, wenn wir aus dem Bereich der Franzosen sind.“

Sie sag: es so fest und bestimmt, daß keiner zu widersprechen wagt. Noch einmal winkt sie hinein in das Dunkel des Wagens. Dann schließt sie den Schlag. Schwerfällig setzt die große Kutsche sich in Bewegung. Hoch halten sie die Fackeln, daß man den Weg nicht fehle im Dunkeln.

Auch Herr Balthasar ist wieder auf sein Pferd gestiegen.

„Ich wollt, ich könnte bei Euch bleiben, Jungfrau. Aber draußen in den Weinbergen und unseren Weg entlang sind so viel trunkene Franzosen, die plündern und rauben. Die Reiter und ich müssen den Wagen schützen mit unseren Waffen.“

Sie lächelt.

„Ich fürchte mich nicht, Herr Balthasar. Es wird auch bald die Stunde sein, wo unser Schifflein wartet. Gehabt Euch wohl.“

Tief beugt er sich vom Pferd und küßt ihr die Hand. Dann trabt er den anderen nach.

Auf der steinernen Treppe steht Sibylle und sieht die Fackeln verschwinden im Dunkeln.

Zurück in das Haus geht Sibylle. Über die Diele geht sie, wo immer noch der vertrocknete Erntekranz schwankt. Langsam steigt sie die Treppe hinauf und tritt in das Zimmer der Ahne. Ihre Hände sind eiskalt und zittern, als sie über den Lehnstuhl streichen, — über den Tisch, — den alten, eingelegten Eichenschrank.

Wo wird das morgen alles sein?

Ein Raub der Flammen.

Sie tritt an den Kamin, wo die kleine Marmoruhr

auf dem Simse tickt. Sie hebt die Kerze hoch, um besser sehen zu können.

Es ist nicht mehr allzu weit bis Mitternacht.

Leise geht sie zu Frau Elisabeth hinein, die nebenan bei ihren schlafenden Kindern sitzt.

„Es ist an der Zeit, Seidenbenderin. Lasset die Kinder ruhig schlafen. Wir wickeln sie in warme Tücher und tragen sie so herunter. Ihr das Kleine und ich den Bastel.“

Langsam gehen die beiden Frauen wieder die Treppe herunter. Sie tragen jede ein schlafendes Kind im Arm.

Durch die Hintertür schleichen sie, — durch den Garten. Wo am Ende das Pförtlein in der hohen Mauer ist, nach dem Rheine zu!

Die alte Eiche rauscht im Nachtwind. Leise knarrt die Pforte, als sie den Riegel zuschieben. Eine schmale Mondfischel hat sich Bahn gebrochen und leuchtet matt.

Als sie an das Ufer kommen, hören sie einen Kahn knirschen im Kies.

Sibylle beugt sich vor und fragt in das Dunkel:

„Wer ist da? Und wer hat Euch gesandt?“

Grobe Hände binden den Kahn fest. Ein Mann steigt an das Ufer. Ein zweiter bleibt unten im Boot.

„Wir sind Fischer von Worms, Frau. Und Johann Friedrich Seidenbender hat uns geschickt. Wir sollen ihm Weib und Kind hinüberretten über den Strom. Er hat uns königlich gelohnt dafür. Aber wir hätten es auch so getan. Für unseren Seidenbender tun wir alles!“

Frau Elisabeth steigt zuerst hinein. Die scharfe Nachtlust setzt ihr zu. Sie hustet immer fort. Das schlafende Kind hat sie an die Brust gedrückt. Sie kauert sich auf eine Bank und streckt den freien Arm nach Bastel aus. Der Fischer hebt auch den Knaben hinein, damit Sibylle die Hände frei hat.

Gurgelnd schlagen die Wellen gegen die hölzernen Planken des Bootes, das leise schaukelt. Schwarz dehnen sich die Wasser des gewaltigen Stromes. Eine Fackel können sie nicht haben, das würde sie verraten. Tag und Nacht paßt der Franzose scharf auf an diesem Ufer. Und auch jetzt hören sie harte Schritte im Dunkel.

Schritte, die noch fern sind, aber langsam näher kommen.

„Sie werden schießen auf uns!“, wimmert Frau Elisabeth.

„Wenn sie das Boot im Wasser sehen, schießen sie!“, bestätigt der eine der Fischer.

„Ablenken! Irreleiten!“, raft es durch Sibylles Hirn.

Schon hat der Fischer die Kette vom Pfahl gelöst.

„Schnell, schnell, Jungfrau, wenn Ihr noch mit hineinwollt!“

Sie schüttelt den Kopf und stößt mit kräftigem Arm den Kahn vom Ufer.

„Laßt mich sie auf eine andere Spur bringen! Fahret schnell! Fahret um Euer Leben!“

Mächtig legen die Männer sich ins Ruden. Das Boot gleitet in die Fluten hinein. Langsam taucht es

unter in der tiefen Nacht. Nur das leise Rauschen der Wasser hört man.

Da sieht Sibylle deutlich gegen den feuergeröteten Himmel die schwarze Silhouette des französischen Wachtpostens.

Er hat das Gewehr an der Bude und brüllt:

„Wer da?“

Sie sieht, wie der Lauf seiner Waffe das Schifflein sucht, das er nur schwer finden kann im Dunkel. Aber die Ruderschläge verraten ihm die Richtung. Und in dem Bruchteil einer Sekunde — wie Menschen sie auf der Grenze zwischen Tod und Leben durchrasen, — sieht Sibylle Battenberg ein Bild: Die Seidenbenderin erschossen im Rahn. Und Johann Friedrich frei! Frei! Da schreit ihre Seele auf:

„Hilf mir, mein Gott!“

Und auch ihre Lippen haben es gerufen, in die stille, die lautlose Nacht hinein.

Ein weißes Tuch reißt sie aus ihrem Brusttag und weht es durch die Luft, es flattert, — es leuchtet, — es lenkt so jäh die Aufmerksamkeit des Postens ab, daß er sich wendet.

Sie merkt es.

An den Sternen hängen ihre großen, klaren Augen. „Laß' mich standhaft bleiben, mein Gott! Denn ich ward Bürge für Mutter und Kind. Laß' mich um Johann Friedrich Seidenbenders willen treue Wacht hier halten, letzte Wacht am Rhein...!“

Dazwischen kreisen wieder rasende, irre Gedanken: Sie oder ich? Sie oder ich? Wohin wirst du zielen, nächtlicher Schütze, mit deiner Waffe im Anschlag?

Aber sie hält ihr weißes Tuch hoch in der Hand und steht steil und regungslos auf ihrer Wacht.

Ein Schuß tracht.

Der halbtrunkene Franzose ist des Wartens überdrüssig geworden. Kann er das Booot nicht mehr erreichen, so doch den Spul am Ufer, der ihn abgelenkt hat.

Weit breitet Sibylle Battenberg die Arme und sinkt lautlos hintenüber.

Das Opfer, das Sibylle Battenberg gebracht hat, ist umsonst gewesen. Johann Friedrich Seidenbenders Frau, die Mutter seiner Kinder, hat zwar in dem Schifflein ungefochten von französischen Klintenkugeln das jenseitige Ufer erreicht. Aber ihre Gesundheit hat ihr die nächtliche Fahrt über den Rhein nicht verziehen.

Immer schon war Frau Elisabeth kränklich gewesen. In den letzten Schreckenstagen der Stadt Worms haben sich bei ihr die Vorboten einer Lungenentzündung eingestellt. Die scharfe Luft auf dem nächtlichen Rhein und die Aufregung haben ein Abriß getan. Schwerkrank und in hohem Fieber kam sie bei den Verwandten an. Und fünf Tage später trug man sie zu Grabe. Der kleine Bastel konnte es nicht fassen, daß die Mutter nun nicht mehr mit ihm sprach. So mürrisch die Frau auch allzeit gewesen, für ihre Kinder war sie die Mutter.

Johann Friedrich Seidenbender hat nicht rechtzeitig herangeholt werden können, um seiner Frau das letzte Geleit zu geben.

Er war nach Frankreich hineingefahren, um für die Wormser Flüchtlinge zu sorgen.

Als er kam, war über der Ruhstatt der Frau Elisabeth die Sonne schon oftmals auf- und untergegangen. Lange betete der große, starke Mann an dem Hügel, unter dem die Mutter seiner Kinder schlief. Daß sie ihm nimmer die rechte Lebensgefährtin hat sein können, hat er in der Stunde vergessen, da er an ihrem frühen Grabe stand.

Viele Wochen später erst hat Johann Friedrich von den beiden Fischern erfahren, welches Opfer die blonde Jungfrau vom Wormser Hause für sein Weib und seine Kinder gebracht. Die Fischer haben sich in Erfahrung bekommen, daß Sibylle Battenberg am Morgen nach jener Nacht der Flucht am Rhein leblos aufgefunden wurde. Man hat sie in ein nahes französisches Hospital gebracht. Einem Arzt gelang das Wunder, die Schwerverwundete, nimmer Lebenswillige ins

Leben zurückzurufen und sie in langer, sorgfältiger Pflege der Genesung zuzuführen.

Raum, daß Sibylle wieder gehen konnte, da nahm sie die Pflege französischer Soldaten auf.

War es nur ein Dank? War es ein Bedürfnis nach Ablenkung?

Ihr Leben schien ihr leer und planlos. Worms war nicht mehr, Johann Friedrich Seidenbender war auf immer von ihr getrennt. Die Ahne und die Muhme Dorothee waren weit fort in Holland. Folgte sie ihnen nach, so hieß das zugleich die Frau des Balthasar Gildenborn werden — mit einer einzigen Lüge im Herzen. Die kranken Soldaten des Feindes zu pflegen gab ihr die Kraft, auszuhalten, mochte ihre Pflege selbst just denen zu Gute kommen, die die ersten Brandsadeln in die Häuser der Stadt Worms getragen.

So vergingen Sommer und Herbst. Und so ging ein neuer Winter ins Land. Als es aber Frühling wurde und sie in der Nähe des verwüsteten Spener in einem französischen Hospital ihren schweren Dienst tat, da stand er eines Tages vor ihr — Johann Friedrich Seidenbender.

Er erzählte ihr, daß ein Jahr nun vergangen sei, seit Frau Elisabeth nicht mehr war, und er erzählte ihr, wie er hundertmal und tausendmal in diesem Jahr, in dem er nicht die Trauer um die früh Gestorbene verlegen wollte, sich die Frage vorgelegt, und sein in arger Sehnsucht gefangenes Herz geprüft habe. Und daß es hundert- und tausendmal ihm nur die eine Antwort zu geben gewußt: Sibylle Battenberg.

Sie sahen sich tief einander ins Auge, die beiden Menschen, die das Leben und harte Not so ernst hat werden lassen und gaben sich die Hände... ihres Lebens.

Der rastlosen Arbeit Johann Friedrich Seidenbenders ward es möglich, daß er noch im Sommer dieses Jahres von den Franzosen die Genehmigung zur Neubefiedlung der verwüsteten Stadt Worms erhielt. Als Sibylle Battenberg ihm in Frankfurt in einem ersten Kreise heimatloser Wormser Bürger als sein Eheweib angetraut worden war, zogen sie — zwei Wochen später — ein stattlicher Zug von Ansiedlern zu der traurigen Trümmerstätte ihrer Heimatstadt zurück. Einer Morgengabe glich für Sibylle die Überraschung, die er ihr bislang vorenthalten: das Wormser Haus stand noch. Die Franzosen hatten es vergriffen anzuzünden. Wohl war es in seinem Innern arg geplündert. Aber der Liebe Johann Friedrich Seidenbenders und seines jungen blonden Weibes gab es ein reiches Wohnen. Die beiden kleinen Seidenbender-Kinder spielten frohgemut im Garten, der hin zum Ufer des Rheins führte. Sie hatten eine Heimat gefunden und eine Mutter, die ihnen Liebe mit Liebe vergalt.

Sibylle Seidenbender hat das Glück gefunden im Wormser Haus an der Seite des großen starken Mannes. Und wenn all' sein Schaffen und Sorgen auch nur dem Wiederaufbau der zerstörten Heimatstadt galt, in ihrem Herzen hatte sein starker Lebenswille ein Echo und ein liebendes Helfen.

Bastel aber übernahm vom Vater das als den ganzen Inhalt seines Lebens: treu die Wacht zu halten, die Wacht am Rhein!

— Ende! —

Blutbuche.

Inmitten farbenreicher Blumenpracht,
Umringt von hellen, grünen Schweißerbäumen,
Die stolze Buche steht im dunklen Kleide.
Kein heller Zweig — kein blühendes Geschmeide
Ziert ihre schwermütsvolle, ernste Tracht. —
Doch tief in ihrem Innern loht die Glut,
Die nur der Sonne heißer Strahl entzündet —
Wenn er ihr Laub durchdringt — und sich ihr Blut
Leuchtend mit seinem gold'nen Licht verbindet...
anna Solz.

Der Geiger hinterm Kreuzifix.

Skizze von Max Karl Vöttcher.

Kam einst ein Fiedelmann die Strah' daher gegangen. War um die Rosenzeit, und Duft, so lind, so köstlich mild, lag über Hag und Gärtlein.

Dem Fiedelmann, dem jungen, war heut das Herz so froh, so weit, denn die Welt um diese Zeit, wenn die Wiese duftet und die Rose glüht im dornichten Hag, ist doch so wunderwunderschön.

Und ein Kreuzifix, ein hölzern und verwittert Kreuz, stand am Weg, ein Bänklein davor, und darauf kniete ein Mägdelein, rank und schlank und blond von Haar, und das betete so voller Inbrunst, daß es nicht hörte und nicht sah, wie einer des Weges geschritten kam. — Der Fiedelmann sah die Betende, verhielt den Schritt und trat ein wenig seitwärts in das weiche Gras. Dort lag ein Felsenbroden, moosumwuchert, auf den ließ er sich nieder, der Fiedeler, legte seine Zarge in das Gras und harrete still und voller Geduld und war bedacht, die Maid am Kreuzifix in ihrer Andacht nicht zu stören. Das Mägdelein in seiner Inbrunst aber betete lauter und lauter, und so erfuhr der junge Bursch ganz ungewollt des Mädchens Weh und Leid, sein Wünschen und sein Hoffen.

Und nun erhob sie sich, die Junge, die Rante, trocknete die Tränen und schritt alsdann dem Dorfe zu, hastig und voll Eile. Den Fiedler aber hatte sie nicht bemerkt, der sah ihr lange, lange nach, sinnend und bedenklich. Dann sprach er leise vor sich hin: „Derre Gott, warum ist so viel des Kammers in der schönen Welt? Du Großer, du hast ihn sicher nicht gebracht auf deine Erde! Allein von uns, von Mensch zu Mensch, kommt all' das Leid und all' die viele Sorg! Wenn doch die Menschen besser wären zueinander, wenn doch die Menschen Freunde wären miteinander! So aber ist sich alles feind gesinnt, ist alles voller Neid, und keiner gönnt dem andern, selbst dem eignen Bruder nicht, daß es ihm gut ergeht! Wenn einer doch auf Erden käme und ginge ohne Furcht von Mensch zu Mensch, von Haus zu Haus, und hätte Engelszungen und hämmerte der Menschheit in die Herzen: Habt doch Güte in euch und habt Versehen für des andern Art und für seine Schwächen!“

Und der Fiedler stand seufzend auf, sahte seine Zarge und ging die paar Schritte nach dem Kreuzifix. Und wo noch vor kurzer Spanne Zeit die Knie des Mägdeleins auf hartem Bänklein ruhten, da kniete also jetzt der fremde Jüngling nieder und sprach ein stumm Gebet. Und als er sich erhob, da war es ihm, als sei ein Leuchten in sein Herz gekommen, es dünkte ihn, als sei ein Strom von Kraft in ihn geflossen, und eine innere Stimme schien ihm zu befehlen: „Gehe hin, du Junger, der du das große Leid der Welt und aller Menschen hast erkannt, gehe hin in alle Welt und lehr die Menschen Güte und gütiges Verstehen!“

Das war Joachims Berufung.

Er packte seine Fiedel fester und schritt dem Dorfe zu. Da fand er zwei am Brunnen, die stritten gar heftig miteinander. Das junge Weib keifte und kreischte und der alte Bauer fluchte und wettelte, daß es ein Jammer war. Joachim, der Fiedelmann, stand von fern und gedachte seiner Sendung. Er sahte Mut und schritt zu den Zankenden und rief freundlich mahnend: „Sattet doch Frieden, ihr Leute! Schaut, wie die Sonne strahlt und die Vöglein so fröhlich singen, ihr aber verderbt dem lieben Gott die Laune und...“

Sei, wie jetzt die beiden herumfuhren und ihm hart über das Mundwerk wütheten, und was sie an Schimpfworten bisher vergessen hatten, das warfen sie jetzt über den Fiedler, daß dieser entsezt schwieg und still beiseite ging, und nun polterten und keiften die beiden weiter. Da kam dem armen Joachim eine Erleuchtung. Er zog seine Zarge aus dem Sack, stimmte ein wenig und begann nun zu spielen, ach, so schön, so voller Lieb und Inbrunst, daß es den beiden Kampfhähnen und Streitbeuteln doch die Stimme verschluckte. Sie schauten erstaunt und verwirrt nach dem Musikus, der ihnen freundlich zunickte. Nun wußten sie nicht, sollten sie lachen oder schelten, aber weil die Musik gar so schön war und ordentlich in die Beine fuhr, entschlossen sie sich fürs Lachen, und brummend ging der Bauer seitwärts ins Haus, die Magd aber an ihre Arbeit.

„Die häßt' ich zur Ruh' gebracht!“ dachte der Fiedelmann, streichelte seine Geige und sagte: „Jetzt weiß ich's, wie man's halt macht, wenn man Frieden stiften will. Nicht dreinmengen mit Worten und guter Zured', nein, ein lustig Liedel muß man aufspielen, der heiligen Kraft der Frau Musica kann so leicht keiner widerstehen!“

Und bald sollte er dies neue Rezept wieder mit Ehren erproben können. — Da stand ein gar stattlicher Hof, und unser Fiedler dachte, ein Stück Brot und ein Töpflein

Milch werden sie dir abgeben, aber er wußte nicht, daß der Freibauer, dem das schmutzige Anwesen gehörte, ein Geizhals war. „Will's ja gar nicht geschenkt haben!“ entgegnete Joachim, als der Freibauer ihn mit rohen Worten daronjagte, und er klappte dabei im Sack mit etlichen Nadeln. Doch der Geizhals wies ihm trotzdem die Thür.

Joachim schritt wortlos aus dem Hause und setzte sich auf die steinerne Bank, die davor stand, und links und rechts von ihr waren offene Fenster. Dahinter sah im Küchenaal der Freibauer und ah mit dem Gefinde die Milchsuppe und dann für sich noch einen speidigen Schmarrn, denn er tat sich selbst gern etwas zu Gute. Joachim nahm seine Fiedel her und spielte eine schöne Weise, schmelzend und zu Herzen gehend. Das Schledern und Schmaßen im großen Küchen- und Speisesaal war nun ein wenig ruhiger. Die Bauerin spielte vor den Fenstern. Da hub der Bauer drin ein Murren und Knurren an, und Joachim, der das wohl bemerkte hatte, tat auf seiner Zarge ein paar wundervolle Sprüngelein und ging nun in einen Ländler über, so lustig, so schmissig, so aufreizend zum Tanze, daß der Geizhauer schon wieder still wurde, und Knechte und Mägde begannen, die Oberkörper hin und her zu wiegen und — soll man es glauben — der Freibauer zeigte ein breites, behagliches Schmunzeln, und schließlich rief er: „Der Bursche kann was! Kreuzelement, er versteht, einem die Grillen aus dem Pelz zu fiedeln! Theres, schaffe ihm ein Brot hinaus und ein Stück Speid, aber nicht zu dünn!“ Und als der Fiedler ein wenig aufblühte, da stand die blonde, ranke Maid vor ihm, die er am Vormittage vor dem Kreuzifix knien sah und ihr Gebet gehört.

Sie lächelte ihm so dankbar zu und sagte: „Fiedelmann, Ihr müßt ein Zauberer sein, weil Ihr fertig gebracht, daß mein harter Vater, der noch nie einem Wandergefallen eine Zehrung gab, Euch so reichlich Speis' und Trant zukommen läßt.“ Und sie breitete auf der Bank Milch und Brot und Schinkensped aus, dazu noch einen blanken Gulden.

„Das Geld da gebt dem Herrn Vater wieder, Maid, aber Essen und Trinken, das will ich mir schmecken lassen. Und wenn Ihr denkt, daß ich ein Zauberer sei, so seid Ihr doch recht sehr im Irren. Der liebe, gute Herrgott ist's, der des harten Bauern Sinn erweichte. Er erhörte Euer Gebet, das Ihr am Kreuzifix heute morgen spracht!“

Da ward das Mägdelein rot und blaß und eilte davon, und drinnen sagte es zum Vater: „Da draußen, der Fiedler, ist kein gewöhnlicher Mensch, Vater!“ — „Mädel, Mädel, du bist eine alberne Dirn! Er ist ein Musikus, der sein Fach versteht, weiter nichts!“ — „Nein, Vater, er hat so tiefe, gütige Augen, ich glaube, den hat uns Gott gesandt!“ Sie konnte doch dem Vater nicht verraten, daß sie am Morgen vor dem Kreuzifix gefleht, des Vaters Herz zu erweichen und daß sich schon das Gebet zum Teil erfüllte.

„Gott gesandt!? Das gibt es nicht, Theres! Seutzutage geschehen keine Wunder mehr!“ lachte der Alte und stand auf, sich den Fiedelmann ein wenig genauer zu betrachten. Aber er war schon von dannen. Da schritt der Bauer sinnend weiter, durch Gärten und Heden und nun stand er plötzlich vor des kleinen Friedhofs Tor, wo Anne, keine Frau, in kühler Erde ruhte. Lange Jahre war er nicht an ihrem Grabe gewesen, denn er war hart von Gemüt und liebte es nicht, Vergangenem nachzugrübeln. Auch heute wollte er am Tor des Gottesackers vorübergehen, aber da erklang aus grünem Hag so weiche, linde Musik, von einer Fiedel gesungen, daß dem Alten weh und weich ums harte Herz wurde. War das nicht das Liedlein, das schlichte, herzinnige Liedlein, das die Bäuerin, als sie jung und schön war, oft gesungen und dem er so gern gelauscht?!

Wahrhaftig! Und mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn in den stillen Totengarten. Vom Hedenzaun brach er ein paar Röslein und am Raine pflückte er ein paar rote Mohnköpfe und schritt zum Grabe der Bäuerin, ließ die Blumen darauf fallen und zerrte die Kappe vom Kopf und stand und blickte lange, lange auf den Hügel. Da trat ein junger Mensch aus dem Gebüsch, und als der Freibauer aufschaute, blickten ihn ein paar große, gütige Augen an, und eine weiche Stimme sprach: „Soll ich noch eins spielen, Freibauer? Der Verstorbenen zu Ehren?“

Und ohne Antwort abzuwarten, spielte er eine Melodie, so ergreifend, so voller Weh, daß dem Bauer die Augen naß wurden. „Gelt, Freibauer, der Mensch sollte öfter an ein liebes Grab gehen! Das macht gut! Das schafft gute Vorsätze und zeigt uns, wie winzig klein wir sind vor des Todes Majestät, und wie nichts alle Dinge des Lebens.“ Der Bauer nickte stumm, sah den jungen Fiedler lange an, dann sagte er: „Diese eure Worte will ich mir merken, Fiedler, ich glaube, ich habe bisher nicht alles so gemacht, wie es dem droben gefällt!“ Und er zeigte mit der Hand nach dem blauen Himmel, nickte dem Fremdling freundlich zu und schritt davon.

Der Fiedler aber hatte ein Glück im Herzen, wie er es sein Leben noch nimmer gespürt.
„Ich bin auf dem richtigen Wege!“ dachte er glückselig, und ging weiter, und wohin er kam, da stiftete er Gutes durch die Macht seiner Fiedel und durch sein freundlich Wort, das ihm zu Gebote stand. Streiköpfe brachte er zum Frieden, Geizigen öffnete er die Hand, Harte machte er mild!

Das war vor langen Jahren!
Ach, käme doch bald wieder so einer zu uns, wir Menschen von heute könnten ihn brauchen!
Ober ist's nicht so?!

Ein Kuhhandel.

Von Hugo von Adler.

Der alte Tatar Ismael Effendi war ein reicher Viehhändler im Städtchen Dobritsch, der mit nie erlahmendem Eifer die landwirtschaftlichen Betriebe in der Dobrubtscha besuchte, um aller Art Vieh aufzukaufen, das er vorteilhaft wieder verkaufen konnte. Er nannte sich einen „ehrlichen“ Händler, der angeblich niemanden übervorteilte. Wer ihm das glaubte, den mußte erst die Erfahrung eines besseren belehren.

Im Dobritsch wurde allwöchentlich ein großer Viehmarkt abgehalten, den der Tatar natürlich nie versäumte. Er galt dort als eine Autorität in seinem Fach und machte — sozusagen — die Marktpreise für Vieh. Im Herbst, nach der Ernte, kamen große Mengen von Vieh, besonders Ochsen, Kühe und Pferde auf den Markt, die von den kleinen Besitzern den Winter hindurch nicht gefüttert werden konnten. Das war die günstigste Zeit für Ismael. Schon vom frühen Morgen des Markttages an hielt er Umschau unter dem Vieh, wählte und schätzte, was er brauchen konnte. In seinem langen schwarzen Kasan mit dem zurückgeschobenen Fes auf dem kalten Kopf sah man ihn zwischen dem zum Verkauf gestellten Vieh herumlaufen und scharf aufpassen, daß kein anderer Käufer ihm zuvorkam. Nichts konnte den Alten mehr in Zorn versetzen, als wenn ihm ein Handel durchkreuzt wurde.

Auch ich besuchte häufig von meinem Steppengut aus den Viehmarkt in Dobritsch, um zu kaufen oder zu verkaufen. Der alte Tatar nahm es mir immer persönlich übel, wenn ich Vieh zum Verkauf auf den Markt brachte, das ich ihm noch nicht angeboten hatte, denn als mein Freund, wie er sich nannte, bildete er sich ein, ein Vorkaufsrecht auf mein Vieh zu haben. Er behauptete zwar, bei allen Geschäften mit mir Geld zuzusehen, aber er täte es gern, weil ich sein Freund sei! Als ich ihm einmal sagte: „Rebe keinen Unsinn, Ismael, ich lasse mich von Dir doch nicht betrügen“, war er schwer beleidigt. Das dauerte jedoch nicht lange, dann war er wieder bei mir, als und trau in unglaublichen Mengen und fragte dann so ganz nebenbei, ob ich ihm vielleicht einige Ochsen oder Kühe verkaufen wolle. „Nur ein Fettschwein“, erwiderte ich. Empört spuckte er aus und rief: „Mir als frommen Muselman bietest Du ein Schwein an? Das ist schlecht von Dir.“ — „Frommer Muselman, der Schnaps und Wein trinkt? Du kaufst ja nur deshalb kein Schwein, weil Du Dich genierst, als Muselman ein solches zum Verkauf anzubieten. Sonst, mein Lieber —“

An einem Markttage fuhr ich nach Dobritsch, um eventuell einige Kühe und Ochsen zu kaufen. Es war bereits Herbst, und die Konjunktur war günstig. Als ich auf den außerhalb der Stadt gelegenen Platz kam, auf dem der Viehmarkt abgehalten wurde, stürzte der Tatar Ismael wuschraubend mir entgegen. Sein schwarzer Kasan flatterte um seine langen dünnen Beine. Er schimpfte und fluchte in allen Tonarten. „Was ist denn los, Ismael?“ fragte ich belustigt über den komischen Zorn des Alten. „Du lachst“, rief er mich an, „aber ich weine. Das beste Geschäft, das ich je im Leben hätte machen können, hat mir die alte Heze da drüben verdorben!“ — „Wieso denn?“ fragte ich. „Sieh dorthin“, erwiderte der Tatar. „Da stehen zehn prachtvolle Kühe und ein Stier, erstklassiges Vieh! Das ist der Alte, der dabei steht, gepöndelt worden und soll jetzt hier verkauft werden. Die Frau ist ihrem Vieh nachgegangen und hat, als ich ein Angebot machte, einen furchtbaren Fluch über die Kühe ausgesprochen. Jetzt ist das Vieh verhext, Niemand kann es noch kaufen.“ — „Dadurch läßt Du Dich abschrecken, die Kühe zu kaufen?“ fragte ich erstaunt. „Selbstverständlich! Auf dem Vieh ruht jetzt der Fluch. Der Kauf muß jedem Käufer großes Unglück bringen.“ — „Daß Du ein ganz geriebener Gauner bist, weiß ich seit lange; aber daß Du auch manchmal blödsinnig bist, diese Erfahrung mache ich erst jetzt. Wenn Du nicht willst, werde ich die Kühe und den Stier kaufen.“ Diese Antwort hatte der Tatar wohl nicht erwartet. Er geriet ganz außer sich und mit vor Zorn bebender Stimme erklärte er: „Wenn Du das Vieh kaufst, würdest Du Dir den Teufel auf Dein Gut schleppen. Viel Unglück würde über Dich und Deine Habe kommen. Und —“, fügte er nach einer Atempause hinzu, „meine Freundschaft müßte ich Dir auch kündigen.“ — „Sarat so“, (das macht nichts) sagte ich gleichmütig

und kaufte zu günstigem Preise die „verhexten“ Kühe und den Stier. Einige meiner Leute, die stets ich zum Viehmarkt nach Dobritsch kommen ließ, mußten die Tiere gleich auf mein Steppengut treiben. Als ich mich von dem Tatar, der dem Handel von weitem zugehört hatte, verabschieden wollte, lehnte er mir den Rücken, fluchte und spuckte aus. Ich wußte, daß der Alte sich trotzdem bald wieder bei mir einfänden würde.

Ich war und blieb mit meinem Kauf zufrieden. Die Kühe waren jung, gut gehalten und gaben reichlich Milch. Der Stier machte einen bössartigen Eindruck, benahm sich aber in der ersten Zeit ganz bescheiden. Eines Tages jedoch wurde er wild und nahm den Hirten an. Als ich diesem zu Hilfe eilte, tobte er mit gefenkten Hörnern auf mich los. Ich ließ ihn ruhig bis auf einige Schritte herantommen und schloß ihm dann eine Schrotladung in den Kopf. Er rollte tot vor meine Füße.

Der Zufall wollte es, daß der Tatar Ismael gerade an diesem Tage zu mir kommen mußte, um sich wieder mit mir zu versöhnen. Schon bei seiner Ankunft hatte er von meinen Leuten auf dem Hof gehört, was vorgefallen war. Grinsend trat er bei mir ein und sagte: „Nun? Habe ich Recht gehabt? Das ganze Vieh ist vom Teufel besessen“. Ich lachte und erwiderte: „Bosch la-irbi (leeres Geschwätz). Du möchtest ja jetzt nur die Kühe billig von mir kaufen.“ — „Sei froh, wenn ich sie Dir noch abnehme“, sagte der Tatar sehr von oben herab. „Gut, das Geschäft wird gemacht.“ — „Was sollen die Kühe kosten?“ — „Das doppelte von dem, was ich bezahlt habe!“ — „Gole der Teufel die Kühe und Dich dazu“, fluchte der Tatar, spuckte aus und verschwand.

Sprüche.

Von Karl Erik Illmer.

Nicht das Gewesene sollst du betrauern,
Dein Glück nicht im Vergang'nen seh'n.
Der Nutige kennt kein Bedauern,
Er sieht sein Glück im Vorwärtsgeh'n.

Vergiß auf deinen Lebenswegen
Die Stimme deines Herzens nicht.
Denn nimmer naht sich dem der Segen,
Der hertaslos seinem Bruder spricht!

Welt u. Wissen

Zurück zur Einfachheit! „Simple life“ heißt das neue Schlagwort der Vereinigten Staaten, also ungefähr das, was wir mit der Formel „Zurück zur Einfachheit“ zu bezeichnen pflegen. Nicht ganz freiwillig, oft auch gezwungen durch die schlechte Wirtschaftslage, hat man in Amerika den Reiz des einfachen Lebens wieder entdeckt. Es gilt heute als besonders chic, am Wochenende im Freien, höchstens unter einem Zelt zu schlafen. Aber zu Unrecht macht man Deutschland den Vorwurf, daß es das Land der Vereinsmeierei sei. Auch in den Vereinigten Staaten kommt man ohne derartige Vereinigungen nicht aus, und so haben sich denn etwa 170 Vereine gebildet, die sich mit der primitiven Lebensweise beschäftigen. Einer dieser Klubs hat in diesen Tagen einen mehr als merkwürdigen Prozeß auszufechten, dessen Ausgang mit großer Spannung erwartet wird. Die Vereinigung, die sich „Simple-life-Club S. O. S.“ nennt, und in einer der vornehmsten Straßen New Yorks residiert, zählt eine Reihe von Millionären zu ihren Mitgliedern. Entgegen seiner Lebensanschauung werden hohe Eintrittsgebühren verlangt, und die Broschüren, in denen die einfache Lebensart gepriesen wird, erscheinen in luxuriöser Aufmachung. Eine solche Broschüre las auch ein New Yorker Millionär. Er war von der Idee begeistert und machte sich eines Tages auf, um eine primitive Wanderschaft zu unternehmen. Aber das bekam ihm schlecht, denn man fand den Millionär an der Landstraße ermordet auf. Es ist noch nicht gelungen, den Mörder zu ermitteln, der sich die primitiven Gelüste des Millionärs zunutze gemacht hat. Aber die geschäftstüchtige Familie des Ermordeten hat gegen den Klub der Primitiven einen Schadensersatzprozeß eingeleitet. Sie behauptet nämlich, daß der Millionär nie ein solches Ende gefunden hätte, wenn ihm nicht sein Klub die Idee dieses primitiven Ausflugs suggeriert hätte. Aber die Einfachheitsbewegung hat noch andere Folgen, nämlich eine Reihe von Scheidungsprozessen. Einige Ehefrauen, deren Männer sie durchaus zur primitiven Lebensauffassung, also zum Verzicht auf Schmutz und schöne Kleider hatten bekehren wollen, haben die Scheidungsklage eingereicht, da es ihnen angeblich nicht zugemutet werden könne, unter derartig veränderten Bedingungen mit ihren Männern weiter zusammen zu leben.